

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 130.

Dienstag, 8. Juni.

1915.

Um die Beute.

(Nachdruck verboten.)

7. Fortsetzung.

Kriminalroman von Reinhold Ortmann.

Fünftes Kapitel.

Am 26. September, 12 Uhr mittags, war Paul Grebenberg vor zwei Jahren in die Strafanstalt eingeliefert worden, und fast mit dem Schlage der zwölften Stunde tat sich heute das Tor der äußeren Umfassungsmauer des Gefängnisses vor ihm auf.

Man hatte ihm die Kleidung zurückgegeben, die er als Untersuchungsgefangener getragen, und er war in seiner äußeren Erscheinung wieder ganz der elegante junge Mann, als der er vor seinen Richtern auf der Anklagebank gesessen. Aber selbst seine ehemaligen Kollegen würden ihn auf den ersten Blick schwerlich wieder erkannt haben, denn er war erschreckend bager geworden, und sein hohlrangiges, fahles Gesicht mit den tiefliegenden, dunklen Augen schien um ein Jahrzehnt gealtert.

Er selbst hatte beim Umkleiden mit bitterem Lächeln wahrgenommen, wie sehr er während seines Aufenthaltes hinter den Gefängnismauern abgemagert war, und als er nun in den goldenen Mittagssonnenschein des schönen Herbsttages hinausschritt, spürte er in allen Gliedern eine Mattigkeit und Schwere, wie wenn er eben von langer Krankheit erstanden wäre.

Das erste Stückchen Weges legte er eilenden Fußes zurück, offenbar von dem Wunsche erfüllt, dem Bannkreis des unheimlichen Gebäudes, unter dessen Dach er so unsägliche Qualen erduldet, so rasch wie möglich zu entfliehen.

Dann aber blieb er aufatmend stehen. Sein Herz klopfte in stürmischen Schlägen, und seine Knie bebten. Daß er so schwach geworden sei, hatte er doch nicht für möglich gehalten. Drinnen bei dem ewigen Einerlei der schrecklichen geisttötenden Sträflingsarbeit und bei dem stumpfsinnigen Dahinschleichen während der sogenannten Erholungsstunde auf dem Gefängnishofe hatte er die Abnahme seiner Kräfte niemals so peinlich empfunden als jetzt bei seiner Rückkehr in die Freiheit.

Ein Gefühl unsäglichler Bangigkeit legte sich mit bedrückender Schwere auf seine Brust, und als ein paar Paarte an ihm vorübergingen, die ihn, wie er meinte, mit neugierigen Blicken ansahen, drehte er hastig den Kopf zur Seite. Noch konnte er niemand ins Gesicht sehen, noch steckte ihm die schwere knechtische Sträflingsangst und das Gefühl des Ausgestoßenseins zu tief im Blute.

Da war es ihm, als hörte er mit halblauter Stimme seinen Namen nennen. Hastig und erschrocken, als fürchte er, daß man ihn in das Gefängnis zurückholen wolle, wandte er sich um.

Aber der da vor ihm stand, war keiner von seinen uniformierten Reinigern, bei deren Anblick jedesmal ein Erzittern durch seine Seele gegangen war. Es war ein gut gekleideter, älterer Herr, dessen angenehmes, fluges Gesicht ein kurzgehaltener, grauer Vollbart umrahmte, und der mit einem, wie es schien, etwas verlegenen Lächeln seinen blanken Zylinderhut lästete.

„Ich bitte um Entschuldigung — aber ich habe doch wohl das Vergnügen mit Herrn Paul Grebenberg?“

Der Angeredete hatte Mühe, Herr über seine Bestürzung zu werden. Gesah es doch seit zwei Jahren zum ersten Male, daß ihn jemand in den Formen anredete, an die er einst gewöhnt gewesen. So fremd, so seltsam mutete ihn jetzt die langentbehrte Höflichkeit an, daß er wie ein hilfloser Knabe dastand und vergebens nach einer angemessenen Erwiderung suchte.

Der andere aber schien zu erraten, was diese verdakte Miene und dies betroffene Schweigen bedeuete, denn er fuhr hastig und mit einer gewissen eindringlichen Liebenswürdigkeit fort: „Gewiß — ich täusche mich nicht. Sie haben sich kaum verändert in diesen letzten sechs Monaten. Nur ein bißchen schmäler und angegriffener kommen Sie mir vor. Sie waren doch hoffentlich nicht krank?“

Paul Grebenberg schüttelte den Kopf. Erst jetzt wagte er es, den Mann, der ihn hier an der Schwelle des Gefängnisses so freundlich begrüßte, genauer anzusehen. Da kam ihm die Erinnerung an einen Mitgefangenen, mit dem er ein paar Monate lang an demselben Tische Lüten geklebt hatte, und der auch im Schlafsaal sein Nachbar gewesen war.

Der Mann hatte allerdings damals wesentlich anders ausgesehen als heute. Sein Gesicht war glatt rasiert gewesen, und seine Wangen hatten nicht diese rofige Farbe der Gesundheit gehabt. Aber Paul Grebenberg erkannte ihn trotzdem. Er erkannte ihn an seinem Lächeln und an seiner eigentümlichen Art, beim Sprechen die Augen zusammenzukneifen.

Nur der Name war ihm entfallen, oder er hatte ihn vielleicht auch gar nicht gewußt. Denn was bedeutete der bürgerliche Name an einem Orte, wo es keine Individuen mehr, sondern nur noch Nummern gab!

„Nein, ich war nicht krank“, sagte er so behutsam und leise, wie man sich im Gefängnis zu sprechen gewöhnt. „Aber Sie müssen verzeihen, mein Herr, wenn ich nicht weiß, wie ich Sie anreden soll. Ihr Name —“

„Sie haben ihn natürlich vergessen. Ich konnte es kaum anders erwarten. Es hat eben nicht jeder ein so vorzügliches Gedächtnis wie ich. Aber erlauben Sie, daß ich mich nochmals vorstelle: Heinrich Wendriner, ein ehemaliger Nachbar und Leidensgefährte. Es war mir eine so große Freude, Ihnen außerhalb jener Mauern da hinter uns zu begegnen, daß ich mir's nicht versagen konnte, Sie zu begrüßen. Wo Sie haben's glücklich hinter sich? Darf ich fragen, seit wie lange?“

„Seit einer Viertelstunde“, erwiderte Grebenberg. „Das ist mein erster Weg in die Freiheit.“

„Was Sie sagen! Dann muß ich mich ja um so mehr dem Zufall verbunden fühlen, der mich gerade heute hier vorübergeführt hat. — Wissen Sie auch, mein lieber Herr Grebenberg, daß ich in diesen letzten Monaten sehr oft an Sie gedacht habe? Wenn man an solchem Orte — und er machte eine leichte Be-

Bewegung gegen das hinter ihm liegende Gefängnis hin — „einem anständigen und sympathischen Menschen begegnet, so prägt sich einem seine Persönlichkeit naturgemäß besonders tief ins Gedächtnis. Sie glauben nicht, wie angenehm es mir ist, Sie wiederzusehen!“

Paul Grevenberg lächelte dankbar, und als der lebenswürdige Herr fragte, ob er nichts gegen seine Begleitung einzuwenden habe, stimmte er freudig zu. Es war ihm, als ob er sich weniger unsicher und bekümmert fühlen würde, wenn er an der Seite dieses Mannes zum ersten Male wieder durch die belebten Straßen ging. Nun würde ihn doch ganz gewiß niemand mehr daraufhin ansehen, ob er nicht vielleicht geradezu aus dem Gefängnis käme.

Es war ihm ein so wohlthuendes, ein so unbeschreiblich köstliches Gefühl, endlich einmal wieder in einem anderen Ton sprechen zu dürfen als in dem unterwürfigen des demütigsten Gehorsams. Nachdem die erste Befangenheit von ihm gewichen war, würde er am liebsten in einem fort geredet haben.

„Wohin ich gehe?“ wiederholte er eine teilnehmende Frage seines Begleiters. „Ja, wenn ich das wirklich zunächst muß ich wohl darauf bedacht sein, mir ein Unterkommen zu verschaffen. Wenn ich Glück habe, finde ich vielleicht noch heute irgendwo ein bescheidenes möbliertes Zimmerchen. Andernfalls werde ich mich freilich entschließen müssen, einen Gasthof aufzusuchen.“

Wendringer schien einen Augenblick nachzudenken. „Ich überlege eben, ob ich Ihnen da nicht vielleicht für den Anfang etwas behilflich sein kann“, sagte er nach einer kleinen Weile. „Meine Frau hält nämlich ein Pensionat, und es wäre sehr nett, wenn Sie bei uns wohnen könnten. Ich weiß nur nicht, ob gerade in diesem Augenblick ein Zimmer verfügbar ist.“

Paul Grevenberg horchte auf. Das war ja eine sehr angenehme Aussicht, die sich da vor ihm auftrat. Aber es mußte doch etwas geben, das ihn wieder bedenklich machte.

„Sie sind sehr gütig“, meinte er, „allein ich würde leider wohl kaum in der Lage sein, von Ihrem freundschaftlichen Anerbieten Gebrauch zu machen. Ich verfüge augenblicklich nur über sehr geringe Geldmittel und muß mich deshalb so bescheiden wie möglich einrichten.“

„Nun, was das betrifft — Salons für Fürsten und Millionäre sind es auch gerade nicht, die uns zu Gebote stehen. Ein nettes, einfaches Stübchen und eine anständige, bürgerliche Verpflegung, das ist alles, was wir unseren Pensionären bieten können. Dementsprechend sind natürlich auch unsere Preise. Ich glaube nicht, daß Sie es anderswo vorteilhafter treffen werden.“

Der Eifer, mit dem er sprach, mußte den Anschein erwecken, als ob ihm viel daran gelegen sei, den ehemaligen Mitgefangenen zum Hausgenossen zu gewinnen.

Um so befremdlicher war der scheue, misstrauische Blick, mit dem Paul Grevenberg verflohen zu ihm aufschah. „Da Sie mir so vertrauensvoll entgegenkommen, Herr Wendringer, bin ich Ihnen wohl volle Offenheit schuldig“, sagte er endlich zögernd. „Man hat mir soeben etwa achtzig Mark als den Überverdienst dieser zwei Jahre ausgezahlt. Diese kleine Summe ist tatsächlich alles, was ich besitze, und ich kann nicht wissen, ob es mir schon in der allernächsten Zeit gelingen wird, eine Stellung oder Beschäftigung zu finden, die mich ernährt. Einen so unsicheren Kostgänger aber wird Ihre Gattin doch wohl schwerlich aufnehmen wollen.“

„Wenn ich mich für ihn verbilte — gewiß. Darum, daß wir bei Ihnen früher oder später zu unserem Gelde kommen würden, ist mir wahrhaftig nicht bange.“

Das Lächeln, mit dem er diese Worte begleitete, war von einer ganz eigenen, pfiffigen Art, und die zusammengekniffenen Augen gaben seinem Gesicht einen verschmitzten Ausdruck, wie wenn sein Mienenpiel noch etwas ganz anderes andeuten sollte als seine Rede.

Grevenberg vermied es jetzt, ihn anzusehen, und sein Blick haftete beharrlich am Boden, während er

fortfuhr: „Und dann ist da auch noch etwas anderes, Herr Wendringer. Ich — ich stehe unter polizeilicher Aufsicht, und man hat mir soeben bei meiner Entlassung gesagt, daß diese Aufsicht gerade mir gegenüber sehr streng gehandhabt werden würde.“

Die Eröffnung schien durchaus keine abschreckende Wirkung auf den anderen hervorzubringen. „Das kann ich mir wohl denken“, sagte er gleichmütig. „Wenn man vermutet, daß jemand eine große Summe hinter sich gebracht hat, paßt man ihm natürlich auf die Finger.“

Wieder streifte ein misstrauischer Blick Grevenbergs das lächelnde Gesicht des Herrn Wendringer. „Was soll ich nur anfangen, um die Leute davon zu überzeugen, daß ich von dem Gelde nicht einen Pfennig mehr besitze? Es ist mir in jener Nacht wirklich gestohlen worden, und es ist schlimm für mich, daß die Polizei den Dieb nicht hat entdecken können.“

„Na, so was soll manchmal sehr schwierig sein, mein lieber junger Freund. Vielleicht hat man sich nicht einmal besondere Mühe gegeben, weil man eben nicht recht daran geglaubt hat. Aber wegen der Polizeiaufsicht brauchen Sie sich keine grauen Haare wachsen zu lassen. Das hört sich grauslicher an, als es ist. Meine Frau würden wir natürlich ins Vertrauen ziehen müssen, damit sie weiß, was sie zu tun und zu sagen hat, wenn einer der Herren von der Kriminalpolizei Nachfrage nach Ihnen hält. Sonst aber braucht kein Mensch etwas zu wissen, auch meine Tochter nicht. Auf meine Verschwiegenheit können Sie sich jedenfalls verlassen.“

„Und mein Name? Ist er nicht schon an und für sich hinreichend, Ihre Angehörigen und Ihre Pensionäre darüber aufzuklären, wer ich bin?“

„Jetzt, nachdem mehr als zwei Jahre über die Geschichte vergangen sind? Meinen Sie wirklich, daß man in einer Großstadt ein so gutes Gedächtnis hat? Ich bin überzeugt, unter tausend Menschen ist kaum einer, der sich noch an den Vorfall erinnert. Schließlich sind Sie ja doch auch nicht der einzige Ihres Namens.“

„Sie wollten es also wirklich mit mir wagen? Trotz meiner Mittellosigkeit und trotz der Unannehmlichkeiten, die Ihnen daraus erwachsen können?“

„Wir Menschen sind darauf angewiesen, einander beizustehen“, erklärte Herr Wendringer mit einer gewissen Feierlichkeit. „Heute ist es der eine, morgen der andere, der das Mitleid und die Opferwilligkeit seines Nächsten in Anspruch nehmen muß. Es kommt wohl mal eine Zeit, wo Sie es mir vergelten werden. Aber vor allem müssen wir uns überzeugen, ob meine Frau überhaupt ein Zimmer frei hat. Kommen Sie nur gleich mit, denn zu einem bescheidenen Mittagessen sind Sie unter allen Umständen mein Gast.“

Paul Grevenberg sträubte sich nicht länger, und sie bestiegen einen Straßenbahnwagen, der sie nach der in einem weit entlegenen Stadtviertel befindlichen Wohnung des Herrn Wendringer brachte.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Jeder Staat, dem seine Ehre und Unabhängigkeit lieb ist, muß sich bewusst sein, daß sein Friede und seine Sicherheit auf seinem eigenen Degen beruht. Bismarck.

Die stummen Glocken von Gorlice.

Die helle Sonne Galiziens schimmert auf den Bergen von Gorlice, in den Tälern lastet bleigebler Staub, der alles in seltnen fahlen Schein hüllt. Der fürchterliche Lodesatem der Schlacht hat alles mit Leichensarbe angehaucht.

Noch liegt das Feld, wo unsere heroischen Truppen die russische Eisenfront brachen, in demselben Zustand wie zur Zeit der Schlacht. Die Gräben des Feindes sind eingeschossen, die Unterstände verlassen, aus den Einschußlöchern blickt das Dunkel. Der Boden ist überfüllt mit Granatresten, Ankeren

sehen und Ausrüstungsstücke liegen herum. Patronen in Masse, Gewehre mit den vierkantigen russischen Bajonetten starren nach dem Stachelbräthen, die über unförmliche spanische Netze gespannt sind.

Wie ein Wirbelschmerz sind die Deutschen über den Feind gekommen, der stumpf im vierstündigen Artilleriefener ausfiel, bis seine Kerben ihn aufpeitschten zum wilden Bajonettkampfe. Wie die Teufel waren die Deutschen herangestürzt, erzählten die russischen Gefangenen, wie die Teufel. Und die mit dem Nagel auf dem Kopf — die preussische Bichelhaube — das waren die schlimmsten. Das dumpfe Klirren der aufgestellten Seitengewehre liegt ihnen noch in den Ohren und schüttelt sie in Todesschauern bei dem bloßen Erinnern.

Hier um Gorlice haben deutsche Gardes- und Linien-Regimenter Schulter an Schulter mit handfesten Bayern die ruhmvollste Waffentat vollbracht, die dieser gewaltige Krieg gezeitigt. Man braucht nur die unabsehbaren Heerschaaren von Gefangenen zu sehen, die aufrecht und stark zu ihren Lagern marschieren. Welch ein Menschenmaterial, welch eine Fülle urwüchsiger Kraft wurde hier von unseren prachtvollen Truppen im heißen Atem der Feldschlacht fortgeblasen. Dampfvalze hat man die Massen genannt, ein schwächlicher Vergleich für diesen furchtbaren Feind, der wie eine Million blutgieriger Wölfe über die stillen Täler Galiziens herfiel. Wer diesem Höllensturm Halt gebot, ist der glänzende Sieger aller Zeiten.

In überlegener Geistesarbeit war der Durchbruch vorbereitet, nicht an des Gegners schwächster Stelle sollten die deutschen Sturmkolonnen ansetzen, sondern dort, wo er sich besonders stark fühlte. Gegen die Höhen des Dunajec und der Dials, gegen das aufragende Gorlice und den formidablen Pustkiberg, wo sich der Gegner sicher glaubte. Dorthin zielte deutsche Kühnheit.

Und deutsches Heldentum hat es vollbracht, der Feind hat eine furchtbare Blutsteuer bezahlt, er flieht und der lähmende Schreden jagt hinter ihm her.

Still liegt das Gebirge, über das die Schlacht brauste, Gorlice, das ruhige Landstädtchen, ist ein Trümmerhaufen. Hoch über dem zerschossenen Markt und den zu rotem Ziegelstaub zermahlene Häusern ragt der Kirchturm auf, schlank wie ein venetianischer Campanile. Eine Granate hat seine schlanke Seite aufgerissen, nachdem sie durch das Gestühl gefahren war. Die Kloden hängen in traurigen Metallstücken herunter. Ihre Stimme wird nicht mehr zur Matutin läuten und keinem frommen Väter mehr die Hände zur Completio fallen. Durch die Straßen wandelt die Verödung, noch liegen die Trümmer, wie sie von den Granaten niedergeworfen sind, einsame Hunde schweifen um tote Hausveste und suchen die stille Ede am Ofen. Freundliche Landsturmmänner nehmen sich ihrer an und sie folgen traulich der sorgenden Hand.

Dort, wo die Eisenbahn den Fluß überschneidet, ragen die Reste der gesprengten Brücke wie Gespensterarme in die Luft. Wartend und dampfend hält eine Lokomotive davor, die einen Holz- und Materialzug brachte.

Welch ein Gegensatz! Tod und Leben. Abseits ein Gefangenenlager, am Bahnhof deutsche und österreichische Pioniere, die schwere Balken behauen und in den festigen Grund rammen. Zwischen den kraus verbogenen Eisenträgern baut sich eine massive Holzkonstruktion auf, und als im andern Tags vorüber kamen, fuhr schon der erste Zug über die neue Brücke. Im Städtchen wachte langsam das Leben auf, Juden im langen Kaftan schoben Fische auf die Straße und verkauften Orangen und Teegebäck an die durchreisenden Truppen.

Auf den zerstörten Straßen ist die ganze gewaltige Organisation im Vormarsch, die man unter dem Sammelnamen Etappe begreift. Munitionskolonnen und Verpflegungszüge und zwischen allen windet sich der erdfarbene Meeressaum der russischen Gefangenen.

Die deutsche Sturmgewalt schlägt mit eiserner Faust die weichen Massen nieder und drängt leidenschaftlich nach. Tal um Tal, Höhe um Höhe werden erstritten. Im Marschschritt mit Gesang ziehen die grauen Bataillone durch Staub und Sonne, nur die Kloden von Gorlice hängen stumm unter ihrem zerschossenen Dach. Wenn ein neuer Meister ihnen wieder Stürme verleiht, werden sie ewig nur den Sieg läuten, den deutsche Waffen auf galizischer Erde blutig errangen.

Aus der „Kraus-Zeitung“

W. T. B.

Aus der Kriegszeit.

Fronleichnam in Antwerpen. Alljährlich am Fronleichnamstage entwickelt sich in den malerischen Straßen des alten Antwerpen eine immer farbenprächtigere und mit außerordentlicher Großzügigkeit organisierte religiöse Massenfundebung. Wer das in seiner Art wohl einzig dastehende Schauspiel des großen Antwerpener Fronleichnamsprozessions, die namentlich bei schönem Wetter einen faszinierenden Eindruck hervorruft, einmal auf sich wirken lassen konnte, wird das Erlebnis für immer als eine der eigenartigsten Erinnerungen bewahren. Die Prozession hat für die Antwerpener insofern noch eine besondere Bedeutung, als sie zugleich ein Wittgang zu Lob und Preise der Jungfrau Maria ist, die bekanntlich von jeder als Schutzpatronin der Scheldestadt verehrt wird. So herrscht denn am Fronleichnam Feiertagsstimmung im ganzen Antwerpen. Viele Geschäfte halten geschlossen, die Häuser werden reich geschmückt, und die gesamte Bürgerschaft geht im Festgewand einher. Unter Glockengeläute und religiöser Musik setzt sich im Laufe des Vormittags der schier unübersehbare Zug der Gläubigen von der altertümlichen Kathedrale aus in Bewegung. Ein Bischof schreitet inmitten der übrigen hohen Geistlichkeit unter einem Baldachin, große Gruppen von Nonnen und Mönchen, unzählige religiöse Gemeinschaften und andere Vereine mit Fahnen und Musikkapellen sowie Laufende von Männern, Frauen und blumenstrauenden Kindern aller Bevölkerungsschichten nehmen, geistliche Lieder singend, an dem Zuge teil, dessen Vorbeimarsch nicht selten mehrere Stunden in Anspruch nimmt. Auf dem Plate de Meir, der Hauptstraße Antwerpens, erreicht die Feierlichkeit der Veranstaltung ihren Höhepunkt. Hier wird zu Füßen einer lebensgroßen Marienstatue die im Zuge mitgeführte Monstranz enthüllt und der Menge in stummer Verehrung dargeboten. Danach begibt sich die Prozession zu ihrem Ausgangspunkt zurück, wo sie sich auflöst. In diesem Jahre wird freilich der furchtbare Krieg der Antwerpener Fronleichnamfeier, sofern sie überhaupt öffentlich stattfand, seinen Stempel aufgedrückt haben.

Stimmungsbildchen. (Originalbrief.) — — — Am 26. Mai hatte ich vorn im Schützengraben Telephondienst, da liegen wir von den Franzmännern zirka 30 bis 50 Meter auseinander. Vor unserem Schützengraben hatten die Franzosen unterminiert und haben dann den Stollen gesprengt; das ganze Erdreich ist in die Luft gegangen, da ist nun ein großes Erdloch geblieben, welches unsere Truppen sofort besetzten, das dient nun als vorgeschobener Schützengraben als Hohlloch. Das Loch liegt mitten zwischen den deutschen und französischen Schützengräben. Da haben nun die Franzmänner am 26. 5. nachmittags einen Stein aus dem Schützengraben in das Loch geworfen mit einem Zettel dran. Abriegen heißt das gesprengte Loch „Sachsentrichter“, weil es von den Sachsen besetzt worden ist und das Aussehen eines Trichters hat. Der Zettel lautet folgendermaßen: „Am 25. Mai hat Italien, euer früherer Bundesgenosse, den Zentralmächten den Krieg erklärt. Immer enger wird der Kreis um die Zentralmächte, und bald werden auch andere freie Nationen dem Beispiel Italiens folgen, sich den Verbündeten, Belgien, England, Frankreich, Japan, Montenegro, Portugal, Rußland, Serbien, anschließen, um zu zeigen, daß Recht vor Macht geht, und für Recht und Wehr zu kämpfen. Wann werdet ihr die Augen öffnen, wann werdet ihr einsehen, wie unsinnig der von Deutschland erklärte Weltkrieg ist. Wieviel Millionen Mark und wieviel deutsche Menschenleben hat euch dieser Krieg schon gekostet. Ihr habt euren Handel, eure Industrie, eure Finanzen auf lange Jahre hinaus gänzlich ruiniert. Ihr habt eure Familie ins Elend getrieben, ihr habt euren Weg mit Ruinen gebrandmarkt, das unausbleibliche Verhängnis schreitet mit großen Schritten voran und Deutschland steht vor dem zähen Abgrund. Deutsche Soldaten wacht auf, macht die Augen auf, verfolgt nicht weiter den verhängnisvollen Krieg, wenn ihr euer Vaterland lieb habt und es nicht gänzlich vernichtet sehen wollt. Es ist dies der einzig übrigbleibende Ausweg.“ Unterschrift war keine drunter, es war mit der Schreibmaschine in deutscher Sprache abgefaßt. Den Originalzettel hat der Pionierleutnant. Ich habe erst den Zettel in Ruhe durchgelesen, dann habe ich wieder einen geschrieben mit Bleistift und hinübergeschmissen mit folgenden Worten, kurz und bündig: „Rett“

Franzmann, mach dir keine Illusionen, Reile kriegst du und auch blaue Bohnen!" Das gab bei uns viel Spaß im Schützengraben, haben den ganzen Tag im Sackentrichter auf drahtlose Telegraphie gewartet, aber es kam kein Zettel bis heute abend wieder geflogen. Den Zettel haben sie ganz gut abgefaßt, haben aber nicht an deutsche Treue und zähen Mut gedacht.

Die Stimmung der Bevölkerung in Lemberg schildert der Berichterstatter des Pariser „Temps“, Edmond Privat, der die Aufgabe erhalten hat, über die Tätigkeit der Russen in Galizien zu berichten und nun gerade zurecht gekommen ist, ihren schleunigen Abzug mitzuerleben. Gerade in dem Augenblick der Abfassung des Briefes hört er bereits die Kanonen von Strij deutlicher herüberdrönen. Seine Darstellung ist natürlich bemüht, die Dinge in einer für die Russen möglichst günstigen Beleuchtung erscheinen zu lassen; aber gerade deshalb gewinnen seine Andeutungen über die wahre Stimmung der Bevölkerung besonderes Gewicht. „Abgesehen von einer Kauferei zwischen den Truppen und den jüdischen Händlern im zweiten Monat der Besetzung“, so schreibt er, „hat sich seit dem Einzug der Russen in Lemberg alles in Ruhe vollzogen. Die Bevölkerung scheint in guten Beziehungen mit dem Heere zu stehen, wie mir überall bezeugt wird. In politischer Hinsicht wissen die Polen von Lemberg nicht recht, was sie denken sollen. Man darf nicht vergessen, daß sie in Österreich begünstigt wurden. Für den Augenblick erklären sie, sich nicht allzuviel über die neue Verwaltung beklagen zu können, da einmal der Kriegszustand gegeben ist. Für die Zukunft dagegen haben sie Befürchtungen, wenn Rußland wirklich beschließt, sie von Polen zu trennen und ihre Unibersität nach Warschau zu verlegen. Die Einführungsrede des Generalgouverneurs hat sie über diesen Punkt mit Sorge erfüllt. Inzwischen behandelt sie der Graf Bobrinski sehr rücksichtsvoll. Er tut nichts, ohne mit den Vertretern der Stadibehörde zu verhandeln, denen er die Verwaltung überlassen hat. Er kommt verschiedenen Familien, die durch den Krieg ruiniert sind, zu Hilfe, und seine Gütlichkeit und sein Wohlwollen werden in der polnischen Gesellschaft geschätzt. Aber leider ist das Land verwüstet. Die Landwirte haben nichts mehr, und die Landbesitzer, die so zahlreich sind, haben keine Güter, keine Schlösser, keine Wälder mehr. Und dann sind die Familien auseinander gerissen. Man erhält keine Nachrichten von den Seinigen mehr. Die einen sind nach Wien geflüchtet, die andern hier geblieben. Die Söhne und die Töchter kämpfen auf entgegengesetzten Seiten. Man weiß nicht, ob sie leben oder tot, verwundet oder gefangen sind. Fügt man dazu den schrecklichen Gedanken, daß Lemberg vielleicht aus einem wiederhergestellten Polen ausgeschlossen werden soll, so wird man leicht begreifen, wie traurig die Stimmung ist, die schwer auf den Herzen dieser Patrioten lastet. Das Los der Ruthenen ist jedoch noch belagender. Es gab wohl unter ihnen eine Partei von Russenfreunden, die seit mehreren Jahren eine Annexion vorbereiteten. Ihre Zeitung erscheint heute in russischer Sprache, und ihre Wünsche sind erfüllt. Man sagt, daß sie auch einen Teil der Landbevölkerung für sich hatten, was erklärt, weshalb die Österreicher die ruthenischen Bauern, die ihre Dörfer verlassen haben, als Verräter erbittert verfolgen. Aber die meisten Ruthenen von Lemberg hatten eine österreichfreundliche Gesinnung und unterstützten die Zeitungen in ihrer Sprache, die die große ukrainische Bewegung begünstigten. Sie hofften es zu erleben, daß eines Tages mit Hilfe Österreichs ein großer Staat der Ukraine entstehen würde, der das ganze Kleinrußland umfassen sollte. Es ist natürlich, daß Graf Bobrinski diese Zeitungen sofort bei seiner Ankunft unterdrückt hat. Es erscheinen in Lemberg nur noch die gewöhnlichen polnischen Zeitungen und drei Blätter in russischer Sprache, darunter das Amtsblatt und die Zeitung der Offiziere. Die ruthenischen Gesellschaften sind aufgelöst und ihre Sammelplätze geschlossen. Ihre Hauptführer sind verhaftet, und ihre Sprache ist offiziell durch die russische verdrängt. Die Lage der Ruthenen ist also sehr verschieden von der der Polen, deren Sprache und Nationalität anerkannt sind. Welches wird das Los Lembergs sein? Betrachtet man es als die Hauptstadt der ruthenischen Provinzen Galiziens und vor allem als den Mittelpunkt der ukrainischen Bewegung, so steht jeder, welche Gründe Rußland haben könnte, es zu behalten, um daraus eine russische Stadt zu machen und eine Bewegung zu erheben, die die Einheit des Reiches bedroht. Betrachtet man

die Stadt aber für sich, so ist sie eine große polnische Stadt, die ihre Stelle an der Seite von Warschau und Krakau haben, mit ihnen vereint und in ihrem Ruhm und in ihrer Freiheit wiederhergestellt werden müßte.“ Es ist zu hoffen, daß die Russen nicht mehr lange nötig haben werden, sich über das schwierige Problem, was sie mit Lemberg machen sollen, die Köpfe zu zerbrechen . . .

Französische Kriegspropheten. Keins der am Kriege beteiligten Länder ist wohl so nervös wie Frankreich und schwankt in seinen Stimmungen so halslos umher, wie die „große Nation“. „Zu Beginn des Krieges“, so schreibt das „Journal des Débats“, „waren alle Franzosen Strategen. In den Salons wurden die Schlachtenpläne entworfen. Der Schützengrabenkrieg hat diese Erwerbungen aber enttäuscht: die Franzosen haben das Interesse an einem Feldzug, der so wenig Bewegung hat, verloren. Jetzt haben sich die Strategen dafür in Propheten verwandelt. Sie sagen die Zukunft voraus und verbinden ihre Prophezeiungen noch dazu mit Wetten. Das unterscheidet sich von den Propheten Israels . . . Augenblicklich beziehen sich ihre Orakelsprüche auf die Dauer des Krieges. Sie wissen Tag und Stunde anzugeben, an dem er zu Ende ist. Ihre Sicherheit beruht nun auf den verschiedensten Gründen. Einer weiß es ganz genau von jemand, dem Joffre selbst Andeutungen gemacht hat. Dieser Ausdruck deutet sich mit einer andern Redensart, die ein zweiter auch von höchster Stelle gehört haben will. Ein dritter berichtet nur von einer Geste, einem Augenzwinkern, das ein Zeuge gesehen hat, aber dieses Augenzwinkern Joffres oder Frenchs hat unendlich viel gesagt. Wer hätte vermuten können, daß ein Heerführer, den man den „Schweigsamen“ nennt, soviel vertrauliche Mitteilungen in einem einzigen Blick legt? Andere erzählen wieder von den Geständnissen, die ein deutscher General gemacht haben soll. Natürlich ist es immer General von Klud, der seinen Nummer einem Franzosen anvertraute: „Nach der Niederlage an der Marne find wir vollständig aufgeschmissen.“ Leider vermag der französische Vertrauensmann Kluds nur immer eins zu sagen, wie und wo er diese Weichte empfangen hat. Die Propheten sind auch gleichzeitig Statistiker. Sie wissen genau, wieviel Zentner Mehl Deutschland noch besitzt, wieviel Zentner Metall und wieviel Sad Kartoffeln. Außerdem steckt in ihrer Brieftasche immer ein Zettel, der in drei Rubriken eingeteilt, die genaue Anzahl der deutschen Toten, Verwundeten und Gefangenen angibt. Auf einem andern Zettel ist die Zahl der Zivilbevölkerung vermerkt und die deutsche Aushebung. Natürlich weiß man über jeden Soldaten, der an die Front geschickt wird, genau Bescheid, ebenso über die Verteilung der letzten Brotkrumen an die Verhungerten Berlins. Andere wieder geben Geisterseher als Würger an. Hauptsächlich sind es natürlich Damen. Eine Somnambule, „die sich noch nie geirrt hat“, sagt voraus, daß der Krieg in zwei Monaten beendet sein wird. Weil sie diese Weissagung, die stets interessiert, beständig wiederholen, haben sie vergessen, daß es schon vier Monate her ist, seitdem sie sie zum ersten Male hörten. Mathematiker, die sich einbilden, in der Weltgeschichte Bescheid zu wissen, behaupten, daß eine arithmetische Berechnung die Epoche des Friedensvertrages festsetzen kann. Man muß die Daten der drei französisch-deutschen Kriege aufstellen. Jeder hat sich in zwei Jahren abgespielt. Zählt man 1814 + 1815 zusammen, so erhält man 9 und 11 oder anders ausgedrückt, den 9. 11., das heißt den 9. November, das Datum des Pariser Vertrages. Dasselbe muß man mit dem nächsten Kriege machen: 1870 + 1871 = 3741. Zählt man wieder die ersten beiden Zahlen und die zweiten beiden Zahlen dieser Summe zusammen, so hat man 10 und 5, den 10. 5., also den 10. Mai, das ist das Datum des Vertrages zu Frankfurt. Führt man diese Berechnung für den jetzigen Krieg aus 1914 + 1915, erhält man 3829. Nach dem bisherigen System zählt man 3 + 8 zusammen und 2 x 9, also wird der 11. November das Datum des jetzigen Friedensvertrages werden. Da nun ein Friedensvertrag nicht in einem Tage unterzeichnet werden kann und bei den anderen beiden Kriegen die Verhandlungen vorher länger als drei Monate gedauert haben, kommen die französischen Mathematiker zu dem Resultat, daß der Krieg im August zu Ende sein wird. Ihre Berechnungen sind genau, aber ihre geschichtlichen Erinnerungen schwach. Wenn der Vertrag zu Frankfurt auch am 10. Mai unterzeichnet wurde, so unterschrieb man den Pariser Vertrag aber nicht am 9. November, sondern am 20